

JOHANNES CHUDOBA, Interkulturalist, Autor und Unternehmer, wuchs in der Türkei der 1970er-Jahre und in den letzten Jahren des Kalten Krieges in Graz auf. Nach Studienaufenthalten in Moskau, Dublin und Princeton arbeitete er für die UN in Kriseneinsätzen (u. a. in Afghanistan, Nepal und Tadschikistan). Seit 2022 lebt er mit seiner Familie in Wien und der Steiermark. Seine bisherigen Publikationen umfassen ein breites Spektrum von Themen der Entwicklungszusammenarbeit in mehr als zwanzig Ländern.

JOHANNES CHUDOBA

Schatten- generation 1955

Juliane und das Erbe
der Freiheit

UNI-PRESS GRAZ

© Uni-Press Graz Verlag GmbH, Graz 2025
Schubertstraße 6, 8010 Graz, Österreich
www.unipress-graz.com

Lektorat: Christian Teissl
Typografie, Umschlag: Kevin Mitrega, Schriftloesung
Satz: Paul Klingenberg

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: Grazer Uni-Druckerei,
Servicebetrieb ÖH-Uni Graz GmbH

ISBN 978-3-903484-39-9
eBook: 978-3-903484-41-2

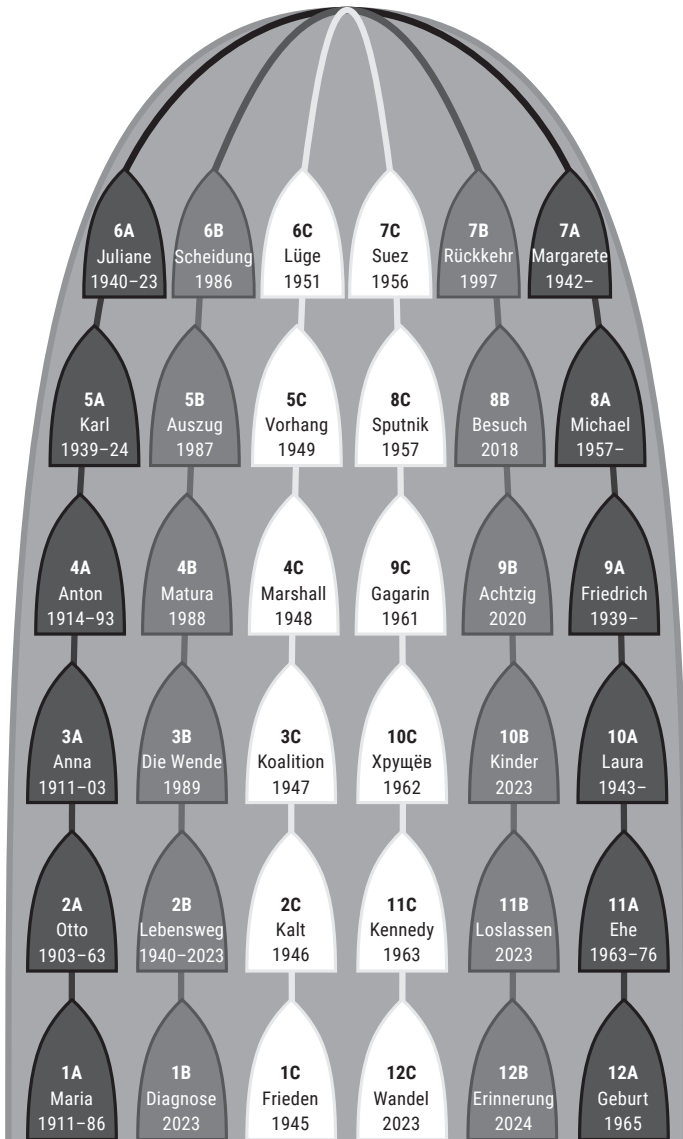
Mit freundlicher Unterstützung
des Zukunftsfonds der Republik Österreich

Zukunftsfonds
der Republik Österreich

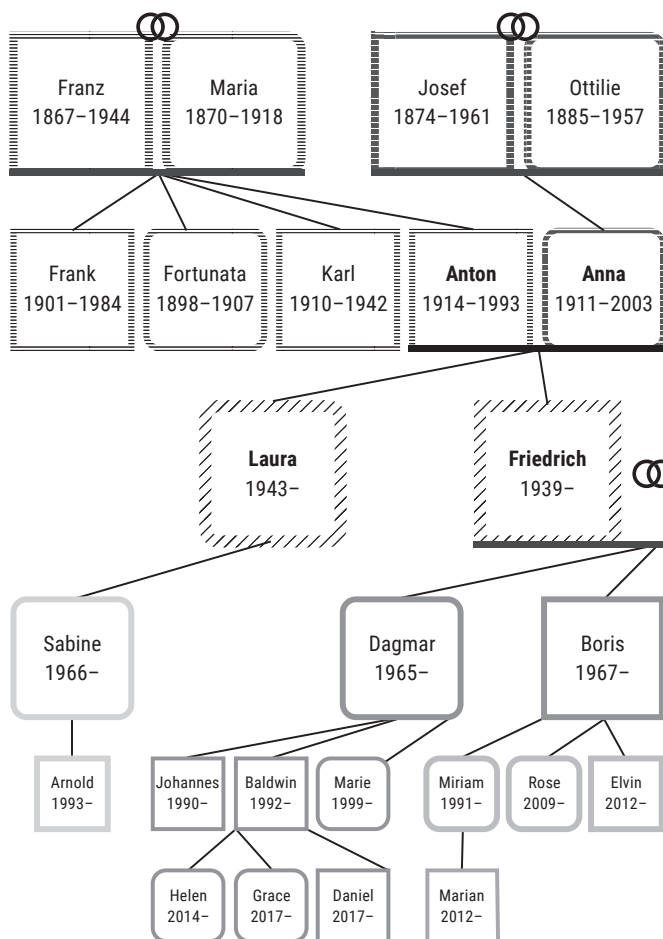
Inhalt

Vorwort	11
1A Mutters Mutter	14
1B Den Tod vor Augen	23
1C 1945: Die Mutter aller Dinge	29
2A Opfer, Mitläufer oder Täter?	35
2B Lebensweg	43
2C Kalt	51
3A Anna, eine Frau ihrer Zeit	59
3B 1989: Die Wende	66
3C Große Koalition	72
4A Das einzig wahre Studium	78
4B Matura und die verpasste Hochzeit	84
4C Der Marshall Plan	90
5A Erstgeborener der stillen Generation	96
5B In die weite Welt	102
5C Der Eiserne Vorhang	108
6A Löwin	114
6B Wendepunkt nach Wendepunkt	121
6C Nation der Lebenslügen?	126

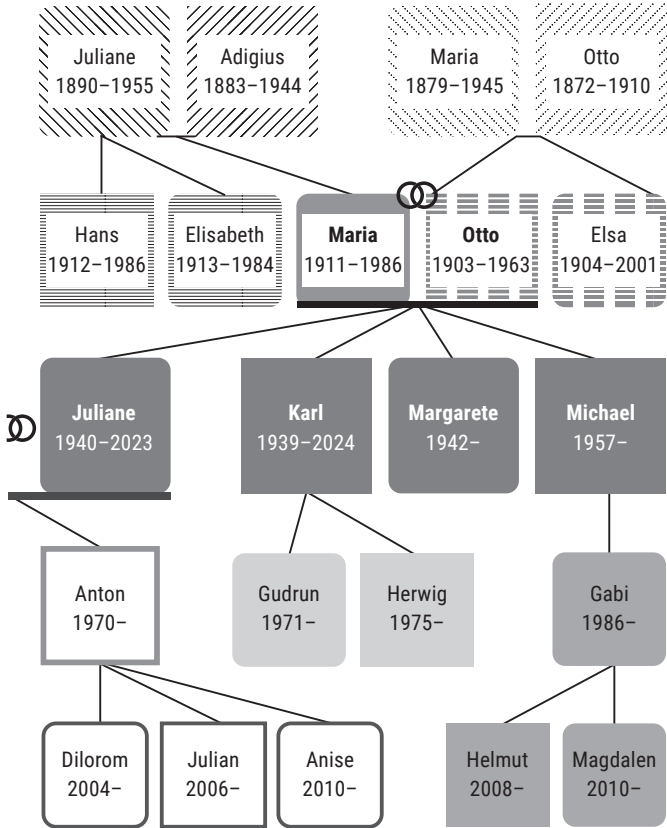
7A	Drittgeboren	135
7B	Rückkehr	143
7C	Zwischen den Fronten	150
8A	Der Nachzügler	157
8B	Der letzte Besuch	163
8C	Sputnik	170
9A	Vater und Sohn	176
9B	Achtzig	183
9C	Gagarin	190
10A	Tante Laura	197
10B	Drei Kinder	203
10C	Kennedy / Chruschtschow Wiener Gipfel 1961	208
11A	Brautschau und Heirat	215
11B	Loslassen	220
11C	Tod im November	224
12A	Die nächste Generation	231
12B	Liebevolle Erinnerung	236
12C	Von einer Generation zur nächsten	242
	Danksagung	250
	Quellenverzeichnis	253



Die drei Erzählstränge (A, B und C) von
Schattengeneration 1955 in den zwölf Kapiteln



Stammbaum väterlicherseits



Stammbaum mütterlicherseits



Der Eiserne Vorhang (1945–1989)



Die vier alliierten Besatzungszonen in Österreich (1945–1955)

Vorwort

Das vorliegende Buch, erster Teil einer Trilogie, ist der Generation meiner Eltern, der noch während des Zweiten Weltkriegs Geborenen, im Nachkrieg Aufgewachsenen gewidmet, einer Generation, die sich, erwachsen geworden, von der Last eines zutiefst destruktiven, autoritären Patriarchats befreit hat. Einen Teil ihrer Kindheitstraumata hat diese Kriegsgeneration uns unweigerlich weitervererbt, sie hat uns aber sehr wohl auch die Wege aufgezeigt und Mittel mitgegeben, um die nächste Generation mit einer liebevollen Fürsorge heranwachsen zu lassen, die nicht mehr auf autoritärer Dominanz und Fremdbestimmung als Grundlage der Erziehung angewiesen ist.

Der Entschluss, mich an diese Aufgabe heranzuwagen, die gleichermaßen eine Aufarbeitung meiner eigenen Familiengeschichte ist wie der Versuch, sie in den Lauf der Welt einzuordnen, einer Welt, die Jahrzehnte lang in zwei Blöcke, in West und Ost, aufgeteilt war, reifte an einem entscheidenden Wendepunkt in meinem Leben: als die Zeit gekommen war, uns von der Generation meiner Eltern zu verabschieden, und als unsere Kinder das Elternhaus verließen, um sich ihren eigenen Weg durchs Leben zu bahnen. In solchen Zeiten treten die immerwährenden Grundfragen – *wer wir sind und wozu wir da sind* – aus dem Schatten ins Licht und lassen sich nicht mehr länger zurückdrängen.

Meine Großeltern waren geprägt von der »Schwarzen Pädagogik« (siehe Katharina Rutschky, 1977, und Alice Miller, 1980) und den damit verbundenen epochalen Umwälzungen und beispiellosen Katastrophen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts.¹

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, vor dem Hintergrund der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Österreichs nach siebenjähriger Unterwerfung unter das nationalsozialistische Deutschland und zehnjähriger Besatzungszeit, errangen meine Eltern nach und nach die Souveränität über ihr Leben, indem sie die schwere Last ihres Erbes bewältigten. So ist dieses Buch ein Zeugnis der Dankbarkeit gegenüber denen, die vor uns kamen, und ein Ausdruck der Hoffnung, dass künftige Generationen es noch besser machen werden, wohl wissend, dass die Linearität des Fortschritts eine Illusion ist.

Nichts in diesem Buch ist erfunden; ich habe lediglich die Namen jener Menschen aus meiner Familie, deren Lebenswege vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte hier beleuchtet werden, geändert, um Distanz zu gewinnen, jene Distanz, die notwendig ist, um das, was einem nahe geht, was den Kern der eigenen Existenz berührt, wenigstens ansatzweise beschreiben zu können. Dabei haben mir nicht zuletzt jene meiner Angehörigen geholfen, die mir in einer Vielzahl von Gesprächen Auskunft über ihre Sicht der Dinge gaben. Ihnen möchte ich an dieser Stelle herzlich danken.

Ich habe mir oft gewünscht, meine Vorfahren hätten über ihr Leben geschrieben, über die Ängste, die sie nachts wach hielten, und darüber, was ihnen die Kraft gab, jeden Morgen einen neuen Tag zu beginnen, selbst dann, wenn es so kalt war, dass sich Eis an den Innenseiten ihrer Fenster bildete,

und selbst wenn sie mit einem knurrenden Magen aufwachten und nicht wussten, wo sie das tägliche Brot für ihre Kinder hernehmen sollten. So viele Fragen bleiben unbeantwortet, während wir von einer Generation zur nächsten wechseln, bis zu dem Punkt, an dem wir das Leiden unserer Vorfahren und die daraus resultierenden Ängste, Zwänge und Handlungsmuster nicht mehr nachvollziehen können. Ich möchte mit diesem Buch einen Beitrag zur Erinnerung und zum generationenübergreifenden Lernen leisten, im Interesse sowohl der vergangenen als auch der künftigen Generationen.

Mir wurde eine weitaus behütetere Kindheit und Jugend zuteil als meinen Eltern; alle Härten, die ich erlebt habe, sind auf meine eigene Entscheidung zurückzuführen, mit klaren Möglichkeiten, wieder in die Sicherheit zurückzukehren, aus der ich gekommen bin. In der Hoffnung, dass meine Kinder und vielleicht auch deren Kinder und Enkelkinder daraus ihre Schlüsse ziehen werden, hat das Aufschreiben dieser Episoden aus dem Leben meiner Großeltern und Eltern wie auch meinem eigenen Erwachsenwerden eine doppelte Funktion. Im Deutschen sagen wir »auf Papier bannen«, damit etwas, das uns bedrückt und beunruhigt hat, nicht mehr wiederkehren kann. Gleichzeitig können wir und unsere Kinder aus dem Leid unserer Eltern lernen, und zwar auf eine Weise, die uns helfen kann, die giftigen Kreisläufe zu durchbrechen und die heilenden zu bewahren.

Schattengeneration 1955 ist der kreativen Sachliteratur zuzuordnen. Die Erzählungen basieren auf realen Personen (deren Namen geändert wurden), spiegeln aber vor allem die persönliche Deutung des Autors wider. Es handelt sich ausdrücklich nicht um eine objektive Darstellung und somit wird kein Anspruch auf letztgültige Wahrheit erhoben.

Mutters Mutter

Evitare i conflitti è opera della politica;
costruire la pace è opera dell'educazione.

frei übersetzt:

*Auswege aus Konflikten zu finden ist Aufgabe der Politik,
einen dauerhaften Frieden stiftet nur die (Menschen-)Bildung.*

— Maria Montessori: *Per la pace*, Rede in Brüssel 1936

Eine Nationalsozialistin, das weiß ich bestimmt, war meine Großmutter Maria nicht. Das unterscheidet sie von meinen anderen Großeltern und ist der Grund, warum dieses Buch mit ihr beginnt. Im Folgenden und in den Passagen über ihre vier Kinder wird sich zeigen, dass auch sie keineswegs frei war vom schweren Erbe des Patriarchats, des Katholizismus und der autoritären Erziehung. Sie war es aber, die es ihren Kindern ermöglichte, aus dem Teufelskreis von Herabwürdigung und Unterdrückung auszubrechen.

Auf die Frage, was sie an künftige Generationen weitergeben wolle, antwortete meine Mutter: »Ich möchte so in Erinnerung bleiben wie meine Mutter, als eine Frau, die ihre Überzeugungen gelebt hat, prinzipientreu, ehrlich und geradlinig. Sie hat alles gegeben, damit ihre Kinder ein besseres Leben haben würden.«

Vor dem Ersten Weltkrieg, als meine Großmutter 1911 auf die Welt kam, wurde rund ein Viertel der Kinder unehelich geboren, auch wenn im streng katholischen Österreich un-

verheiratete Mütter und ihre Kinder ausgegrenzt und diskriminiert wurden. Während Wien in dieser Endzeit der österreichisch-ungarischen Monarchie eine Hochblüte erlebte und eines der weltweit führenden Zentren für Kunst, Wissenschaft und Technik war, herrschte in den Alpentälern der Steiermark bittere Armut und ein rigides Patriarchat mit einer archaischen Repression, die dem Kastensystem in Nepal kaum nachstand.

Marias Mutter, Juliana Preis, erfuhr nie, wer ihr Vater war. Mit 21 Jahren bekam sie ein Kind von Aegidius Spielberger, meinem Urgroßvater. Knapp ein halbes Jahr später heiratete sie Bartholomäus Auer, bereits mit dem ersten gemeinsamen Kind schwanger. Bei dem k. k. Straßenwärter Auer war Juliana vor dem Tod seiner ersten Frau als Dienstmädchen angestellt gewesen.

Juliana hatte vier Kinder mit Bartholomäus Auer. Er soll ein guter Stiefvater gewesen sein, starb jedoch 1917, als Maria erst sechs Jahre alt war. Juliana erinnerte ihre Tochter ständig daran, dass sie ein »Schandkind« war und bevorzugte ihr Leben lang ihre anderen Kinder gegenüber Maria. Auch ihre Enkelkinder ließ sie stets spüren, dass sie Familienmitglieder zweiter Klasse waren.

Aegidius Spielberger hatte in der Folge mit zwei Frauen zehn Kinder, von denen nur sieben das Säuglingsalter überlebten. Meine Großmutter behauptete stets, unsere Familie entstamme einem Geschlecht »von Spielberg.« Es geht dabei nicht um den Ort, der inzwischen durch die Formel-1-Rennstrecke weltbekannt ist, sondern um einen Hof oberhalb von Neumarkt, zu dem tatsächlich ein Bezug bis ins 14. Jahrhundert nachweisbar ist. Allerdings war auch ihr Vater ein uneheliches Kind – von Apollonia Spielberger, die von ihrer Familie ver-

stoßen worden war, weil sie unverheiratet schwanger geworden war. Bevor Apollonia den Jakob Messerer heiratete und mit ihm sechs gemeinsame Kinder großzog, hatte sie drei uneheliche Kinder, das erste bereits mit 16.

Maria hatte sicher keine leichte Kindheit – weder vor noch während des Krieges und schon gar nicht nach dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie und in den darauffolgenden Jahren wirtschaftlicher Depression und gesellschaftlichen Umbruchs. Als Erstgeborene musste sie früh die Aufgaben und die Verantwortung einer Erwachsenen übernehmen, nicht zuletzt da ihre Mutter schon vor dem Ende des Krieges ihren Mann verloren hatte. Mit zehn Jahren wurde sie einmal zu ihrem Vater geschickt. Heutzutage dauert die Fahrt von Weißkirchen nach Neumarkt weniger als eine Stunde mit dem Auto. Vor 100 Jahren fuhren die Züge auf diesen Nebenstrecken aber noch langsam, und vom Bahnhof war es noch weit zu Fuß, also war es annähernd eine Tagesreise. Ihre Mutter hatte Maria eine Silbermünze mitgegeben – Papiergeld war zu dieser Zeit praktisch wertlos – damit sie sich in Neumarkt vor dem Aufstieg zum Bauernhof ein Mittagessen kaufen konnte. Da Maria aus dem Gasthaus ihrer Mutter die Bestellungen der Gäste im Ohr hatte, bestellte sie bei der jungen Kellnerin ohne Umschweife *»Ein Gulasch und ein Bier.«* Die Wirtin wurde aus der Küche geholt, um sich das Mädchen anzuschauen, das da so frech ein Bier verlangte, und sagte mit einem Lächeln: *»Is' scho' recht. Sie is' der Juli ihr Tochter. Bring ihr, was sie b'stellt hot.«*

Im Jahr darauf, 1922, wurde Maria auf die Klosterschule in St. Andrä im Kärntner Lavanttal geschickt. Sie war Entbehrungen ja durchaus gewohnt, aber hier wurde das körperliche und seelische Leid geradezu zelebriert. Im ungeheizten Schlafsaal gefror nachts das Wasser in den Waschschüsseln. Vor allem

aber war es die kaltherzige, offen grausame und ungerechte Behandlung der Nonnen, die Maria den Rest ihres Lebens vor falschen Autoritäten auf der Hut sein ließ.

Zwar war sie zweifellos eine begabte Schülerin, die gerne las und lange Geschichten mühelos auswendig lernte, doch hatte sie so starkes Heimweh, dass ihre Mutter ihr nach dem ersten Jahr erlaubte, daheim bei der Familie zu bleiben. Meine Großmutter blieb ihr ganzes Leben lang eine gläubige Christin, die um Schlag Zwölf immer das Radio einschaltete, um zum Klang der läutenden Kirchenglocken ihr tägliches *Ave-Maria* zu beten »Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit Dir. Du bist gebenedeit unter den Frauen ...« Sie vergaß aber nie, dass es in der katholischen Kirche oft ebenso viel um Machtinteressen wie um den Glauben ging, und dass die beiden herzlich wenig miteinander zu tun haben.

Nachdem Maria ihrer Mutter im Gasthaus und im Haushalt geholfen und ihre jüngeren Geschwister großgezogen hatte, war es sehr bald Zeit, für ihren eigenen Lebensunterhalt zu sorgen. Mangels anderer Optionen arbeitete Maria ab ihrem zwölften Lebensjahr als Dienstmädchen bei wohlhabenderen Familien. In vielerlei Hinsicht war diese Arbeit der Rolle ähnlich, die sie bereits in ihrer eigenen Familie gespielt hatte. Mit ihrer Aufrichtigkeit und Fürsorge, ihrer Offenheit und ihrem christlichen Verantwortungsbewusstsein wurde sie von ihren Arbeitgebern fast wie ein Familienmitglied behandelt. Die Eltern schätzten sie wegen ihrer Ehrlichkeit, Sorgfalt und Zuverlässigkeit. Die Kinder liebten ihre Herzlichkeit, ihre Nähe und ihr scheinbar unerschöpfliches Repertoire an Geschichten und Liedern, die sie auswendig kannte.

So wie sie die Kinder dieser Familien prägte, nahm sie auch deren Werte und Lebensweise an. Sogar in den entbehrungs-

reichen Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg kochte sie an Feiertagen ein Vier-Gänge-Menü, bei dem das gesamte Geschirr zum Einsatz kam. Auch wenn sie es sich nicht leisten konnte, ihren Kindern eine Ausbildung über die acht Pflichtjahre hinaus zu ermöglichen, waren sie stets ordentlich gekleidet, und die Wohnung war immer makellos sauber. Es ist unwahrscheinlich, dass sie je Hand an die Kinder ihrer Arbeitgeber gelegt hatte; bei ihren eigenen jedoch war sie der festen Überzeugung, dass es ihre Pflicht sei, sie mit äußerster Strenge zur Rechtschaffenheit zu erziehen, und das einzige Mittel, das ihr tauglich erschien, dieses Ziel zu erreichen, war – sie regelmäßig zu schlagen. Alle vier Kinder erzählten davon, dass die prügelnde Mutter dabei oft mehr Tränen vergoss als das geprügelte Kind.

Meine Großmutter Maria P. heiratete Otto M. am Christtag 1935, als sie 24 und er 32 Jahre alt war. Sie müssen einander als gute Partien gesehen haben – beide attraktiv, nach außen selbstbewusst und in ihrem Umfeld beliebt. Doch beide hatten sich und anderen offensichtlich etwas zu beweisen, da von ihnen als unehelichen Erstgeborenen in ihren Familien immer mehr erwartet wurde als von ihren Geschwistern und ihnen dennoch das Gefühl gegeben wurde, nicht wirklich dazuzugehören. Weit auseinander lagen die beiden wohl bei ihrer grundlegenden Weltanschauung. Obwohl beide zweifellos von einer autoritären Erziehung geprägt waren, war Maria vor allem den Werten der katholischen Kirche verpflichtet, während Otto, der nach all den Jahren von Demütigung und Ausgrenzung endlich das Gefühl haben wollte, dazuzugehören und »wer zu sein« wohl besonders empfänglich für die Propaganda der Nationalsozialisten war.

Formal wurde die Ehe nach römisch-katholischem Ritus geschlossen. Doch als die Partei verlangte, dass Otto aus der

Kirche austrat, um eine Anstellung in der Reichsfinanzverwaltung in Voitsberg zu bekommen, blieb Maria keine andere Wahl, als ebenfalls auszutreten. Das kann nicht leicht für sie gewesen sein und war wohl ein wesentlicher Grund dafür, dass sie nie die Einstellung ihres Ehemanns zur NSDAP teilte. Da Otto nun eine feste und gut bezahlte Anstellung hatte, konnte Maria sich ihren ersten drei Kindern widmen: Karl, dem Erstgeborenen seiner Generation in beiden Familien, geboren im März 1939; Juliane, meiner Mutter, die den Namen ihrer Großmutter mütterlicherseits erhielt, geboren im August 1940; und Margarete, geboren im April 1942.

Mein Großvater wurde Anfang 1943 eingezogen und geriet in den letzten Kriegstagen in Gefangenschaft. Wenige Tage nach Kriegsende wurde Maria mit ihren drei kleinen Kindern aus der Wohnung vertrieben. Die fünf Jahre, bis mein Großvater aus sowjetischer Gefangenschaft zurückkehrte, müssen die schwersten in Marias Leben gewesen sein. Sie arbeitete im Kohlenschacht, anfangs als Bergarbeiterin und später als Köchin.

Gute Tischmanieren waren ihr überaus wichtig, so wichtig, dass man sagen könnte, sie definierte sich und den Status in der Gesellschaft, den sie für sich und ihre Familie beanspruchte, darüber. Trotzdem oder besser gerade deswegen, führte sie ein Ritual ein, das ich ihr zu Ehren gerne pflege: Bier aus der Flasche zu trinken, selbst bei formellen Anlässen.

Für die Arbeiter ihrer Generation war Bier das Um und Auf und durfte bei keinem Mittagessen fehlen. An ihrem ersten Arbeitstag im Bergwerk, packte sie sich ein Glas zu ihrem Mittagessen ein. Obwohl die Bergarbeiter sahen, wie erschöpft sie war und wie sehr sie sich darauf freute, sich hinzusetzen und einen ordentlichen Schluck Bier zu trinken, rissen sie ihr das

Glas aus der Hand, zerschmissen es an der Wand, und brüllten: »Bergleit trinkn aus da Floschn!« An diesem Tag wurde also nichts aus dem erfrischenden Bier. Als sich am nächsten und am übernächsten Tag das gleiche Schauspiel wiederholte, lernte sie, nolens volens, aus der Flasche zu trinken, auch wenn anfangs kleine Rinnsale Bier an ihren Wangen herabließen und sich mit den Tränen vermischten, die ihre salzigen Spuren auf Marias kohlegeschwärztem Gesicht hinterließen.

Es war nicht das einzige Mal, dass Maria die Grausamkeit einer durch und durch patriarchalen Gesellschaft erlebte. Nach dem Krieg beschloss sie, wieder der Kirche beizutreten, hauptsächlich damit ihre Kinder und Nichten und Neffen in der streng katholischen Gemeinschaft nicht als Außenseiter aufwuchsen. Der Priester bestand darauf, dass sie Buße tun müsse, indem sie das gesamte Kirchenschiff auf den Knien entlangkroch und bei jeder Vorwärtsbewegung ein Bußgebet zu sprechen hatte. Die Schmerzen, die aus ihren kaputten Knien durch ihren ganzen Körper schossen, waren so überwältigend, dass sie immer wieder nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen. Schwerer als die körperlichen Schmerzen wog jedoch die Erniedrigung, die ihr die Kirchenvertreter kaltlächelnd zufügten.

Das Leben blieb hart, als ihr Otto Ende 1950 aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte. Trotz seiner angeschlagenen Gesundheit fand er sofort Arbeit, doch es dauerte sieben Jahre, bis die Familie in eine neue Wohnung mit Bad und fließendem Wasser ziehen konnte.

Meine Großmutter ließ es sich nie nehmen, immer auch an andere zu denken, sogar zu Zeiten, als sie kaum ein noch aus wusste. Zuerst nahm sie eine Flüchtlingsfamilie auf, die zwei Jahre blieb, dann einen Schulfreund meines Onkels, der von

seinem Stiefvater regelmäßig geschlagen wurde, und schließlich meine »Tante« Heidi (nicht wirklich eine Verwandte, aber eine enge Freundin meiner Tante Margarete aus ihrer Zeit in der Lungenheilanstalt). Heidis Mutter war auf dem Weg zur Arbeit von einem Motorradfahrer überfahren worden, und ihr Vater starb ein paar Monate später unter ungeklärten Umständen.

Dann, am 26. Oktober 1957, wurde mein Onkel Michael geboren. Vielleicht hatte meine Großmutter das Gefühl, endlich ein gewisses Maß an Normalität erreicht zu haben, da ihre beiden ältesten Kinder ihre Lehre erfolgreich abgeschlossen hatten, das dritte Kind auf eigenen Füßen stand und das jüngste in einer richtigen Familie aufwuchs. Die Normalität währte nicht lange. Mein Großvater starb im November 1963, und meine Großmutter musste wieder ein Kind allein großziehen, doch wenigstens kämpfte sie jetzt nicht mehr ums nackte Überleben.

Wieder verging ein Jahrzehnt. Als ich alt genug war, um allein bei meiner Großmutter zu bleiben, ging Maria in dieser Rolle so richtig auf – so sehr, dass ich sie als das Urbild der Großmutter in Erinnerung habe, wie man sie aus Märchen kennt. Ihre Wohnung war für mich in dieser Zeit der Inbegriff der Geborgenheit. In der Früh sah ich zu, wie sie sich kämmte und ihre Haare flocht. Ganz im Gegensatz zu meinen Eltern, die selten Zeit für mich hatten, war sie rund um die Uhr für mich da, wir gingen gemeinsam spazieren, besuchten den Friedhof und gingen einkaufen, sammelten Kräuter für Tees und wohltuende Bäder, bereiteten meine Lieblingsspeisen zu, Wiener Schnitzel und eine Nachspeise, die treffend *Topfengatsch* hieß, eine süße Creme aus fettreichen Milchprodukten mit Bananen, Rosinen und Honig. Nur bei ihr hatte ich Zugang zu einem Fernseher (ich erinnere mich, dass wir unmittelbar nach seinem Tod einen Dokumentarfilm über Elvis Presley schauten),

vor allem aber eben dieses Gefühl der Geborgenheit, wenn ich mich für ein Nachmittagsschläfchen an ihren großen, warmen Körper kuschelte.

Dass sie uns 1977 in Istanbul besuchen konnte, war für meine Großmutter, die den Ort, an dem sie lebte, bis dahin nur selten verlassen hatte, natürlich ein überwältigendes Erlebnis. Es muss aber auch eine Genugtuung für sie gewesen sein, denn sie konnte mit eigenen Augen sehen, wie weit es ihre Tochter gebracht hatte, die am St. Georgs-Kolleg unterrichtete, und wie gut es ihrer Familie ging, die in einer Wohnung mit Blick auf den Bosphorus lebte.

Obwohl es nur dreißig Jahre nach Kriegsende und kaum mehr als ein Jahrzehnt nach dem Tod ihres Mannes war, begegnete sie nun einer völlig anderen Welt als jener, die sie kannte. Ihre Tochter hatte ihre Eigenständigkeit erlangt und den letzten Schritt in die Unabhängigkeit vollzogen, indem sie sich entschlossen hatte, nicht mit ihrem Mann nach Österreich zurückzukehren. Juliane erzog ihre Kinder mit ähnlichen Maßstäben der Rechtschaffenheit wie Maria, ohne dabei aber auf körperliche Züchtigung oder psychische Gewalt und Herabwürdigung zurückgreifen zu müssen.

Den Tod vor Augen

ἀρξάμενος δὲ λέγειν

οὐκ ἔρῳ τὰ κρεῖττον σιωπᾶν.

*Ich werde nur dann beginnen zu sprechen,
wenn ich mir sicher bin, dass das, was ich
sagen werde, nicht besser ungesagt bliebe.*

— Plutarch: *Cato der Jüngere* (Κάτων ὁ Νεώτερος),
Abschnitt 4.4

In der ersten Juliwoche 2023 kehrte ich nach einem Monat in der Zentraltürkei, wo ich ein Projekt auf einer Goldmine abzuschließen hatte, zurück nach Graz. Davor war ich mit Freunden auf einem Katamaran über den Atlantik gesegelt, mit kurzen Zwischenstopps auf den Bahamas, den Bermudas und den Azoren. Meine Mutter Juliane lud meine Tante Margarete und mich ein, gemeinsam zu ihr zu kommen. Das schien durchaus nicht ungewöhnlich.

Ihre Enkelkinder beschrieben die Wohnung im Erdgeschoß, in die wir 1982 bei unserer Rückkehr aus Istanbul eingezogen waren, als das Wohnmuseum von Groß-Juliane. Es war eine ganz eigene Welt, mit anatolischen Teppichen, Gemälden, Kupferstichen und einer Reihe von Antiquitäten, darunter römische Vasen, griechisch-orthodoxe Ikonen, eine handgeschnitzte Tür, eine mechanische Schreibmaschine und eine Curta-II-Rechenmaschine.

Die Wohnung hatte sich sehr verändert, seit meine Mutter nach weiteren zehn Jahren in Istanbul 1997 wieder dort ein-

